

sich jüdische Kinder und Jugendliche noch oft abseits stehen fühlen, anstatt daß sie besonders herzliches Entgegenkommen finden. Die Entschließung wendet sich an alle Eltern, Lehrer und Erzieher mit der Bitte, es als ausdruckliche Erziehungsaufgabe anzusehen, ein echtes mitmenschliches Verhalten in den Kindern und Jugendlichen grundzulegen und bittet die gesamte deutsche Öffentlichkeit, sie dabei zu unterstützen.

10/15) Martin Buber erhält den Hansischen Goethe-Preis Hamburg, 11. Dezember. Ag. (DPA.) Die Universität Hamburg hat den Hansischen Johann Wolfgang Goethe-Preis dieses Jahres an den ordentlichen Professor für Sozial-Philosophie an der hebräischen Universität in Jerusalem, Professor Dr. Martin B u b e r, verliehen.

10/16) Erich Lüth in Freiburg

... daß in Israel ein Ölbaum wachse"

Erich Lüth spricht das Gewissen der Deutschen an

Unter dieser Überschrift berichtete die „Badische Zeitung“ vom 15./16. 12. über den Besuch des Hamburger Senats-

direktors Erich Lüth in Freiburg i. Br. Erich Lüth sprach auf Einladung des Colloquium politicum des Studium generale der Universität Freiburg am 13. 12. über das Thema: „Aussöhnung mit den Juden“. Er forderte auf zu einer sozialen Hilfsaktion für Israel: jeder solle es bewirken, daß ein Ölbaum mehr in Israel gepflanzt werde. „Ölbaumspende“ solle diese Spende heißen“. Diese den Verhältnissen in Israel angepaßte materielle Spende soll zugleich unter dem Symbol des Ölbaums ein Zeichen der Versöhnung werden.

Nicht nur die Anwesenden des Abends waren tief beeindruckt, darüber hinaus fand der Vortrag ein weiteres Echo in einer im Freiburger Münster am folgenden Sonntag darauf bezogenen Predigt, die die christlich-jüdischen Beziehungen zum Inhalt nahm und eindrucksvoll auf die Aufgaben hinwies. —

Anläßlich des Freiburger Aufenthaltes von Senatsdirektor Lüth hatte der Freiburger Freundeskreis die Freude, im Werthmannhaus des Deutschen Caritasverbandes einige Fragen christlich-jüdischer Arbeit fruchtbar mit ihm zu besprechen.

11) Literaturhinweise

Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage von Linus Bopp, Paul Démann, Michael Müller-Claudius, Wilhelm Neuss, Karl Thieme, Freiburg/Br. 1951. Verlag des vorl. Rundbr. 77 S. gg. Überwieg. v. DM 2,50 erhältl.

Die Welt kann mit der seltsamen Fortexistenz des Judentums nicht fertig werden. Für die Welt selbst ist das im Grunde höchst verwunderlich, für den Christen aber gerade kein Wunder, denn diese Tatsache entspricht auf das genaueste der Offenbarung. Sie ist die geschichtlich immer neu erlebte Bestätigung dafür, daß Gottes Wort nicht dahinfällt, daß seine Verheißungen unbereubar sind, daß wohl der Mensch und ein Volk, sogar das auserwählte, untreu werden können, Gott aber sich und seinen Verheißungen treu bleibt. Um so trauriger ist es aber, wenn selbst die Christen das einzigartige Schicksal dieses Volkes nicht mehr im Licht der Offenbarung und der Hellswege Gottes zu sehen vermögen. Gott erlaubt auch ihnen nicht, so zu tun, als ginge sie dieses Volk nichts mehr an. Wer so denkt, wird schon damit an Gott schuldig, ist jedenfalls in der nächsten Gelegenheit zu solchem Schuldigwerden. Es hat sich in den Jahren der Verfolgung gezeigt. Auch die unter den Christengläubigen, deren Glauben nicht aus der Schrift genährt war, blieben gegenüber der Ansteckung des Judenhasses oder der Verachtung nicht gefeit. Und in solchen Zeiten vermehrt auch das leiseste ungeläuterte Ressentiment das Gewicht der öffentlichen Meinung und die Brisanz der offenen Gewalt. Bevor noch alle das eingesehen und für die Mitschuld genugtun haben, sind viele bereits wieder dabei zu vergessen — und damit der nächsten Verfolgung den Boden zu bereiten. Es geht hier nicht nur um Gerechtigkeit, die einem jeden, auch jedem Volk geschuldet wird; es geht um eine ganz spezifische Gerechtigkeit, weil sie durch dieses Volk hindurch dem Gott gilt, der es zu seinem Volk gemacht hat.

Die „Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“, die Gertrud Luckner gesammelt herausgibt, helfen sehr zu einem echten Denken, Sprechen, Verkündigung aus dem Glauben. Die 5 hier auf 77 Seiten vereinigten Studien enthalten viel ausgezeichnete theologische und geschichtliche Erkenntnisse, die sich doch auf Schritt und Tritt mit den Erfahrungen unseres Alltags verknüpfen. Was Karl Thieme in „Die Judenfrage im Lichte des Gotteswortes“ anschnelldet und in seiner bekannter Weise mit aktuellen Lichtern nach vielen Seiten versieht, insbesondere durch die Parallelisierung mit dem deutschen Schicksal, wird in den folgenden Studien in einem Gang durch die Geschichte vertieft: „Die Kirche und das Judentum in der Geschichte“. Der Bonner Kirchenhistoriker W. Neuss bringt darin, wie uns scheint, manche ganz neuen Einzelheiten zutage. Mit „Die Juden inmitten der Deutschen einst und jetzt“ stellt F. M. Müller-Claudius eine eindringliche Gewissenserforschung an, die mitten in die gefährliche Gleichgültigkeit hineinleuchtet. „Die Juden von heute“ werden noch einmal unter einem ähnlichen Gesichtspunkt von dem belgischen Pater Paul Démann (Kongregation von Notre Dame de Sion) Gegenstand einer Darstellung und Deutung. Der letzte Beitrag stammt von Prof. L. Bopp: „Die religiöse Güterwelt des Alten Gottesvolkes in der Liturgie und Verkündigung der Kirche“. Nach unserer Meinung müßte in jedem Jahr einmal in der Verkündigung etwas Wesentliches über die heilsgeschichtliche Stellung des Judentums gesagt werden. Viele Evangelien geben dazu Anlaß. Aber vieles andere noch aus der Liturgie. Prof. Bopp hat das Material umfassend dargestellt. So wird das Heft gute Dienste tun bei der „Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste der beiden Testamente“. Eugen Walter.

R. W. Hynek, Golgathas Geheimnis und Tage der Vergeltung. München 1951. A. Girnth Verlag. 317 Seiten.

Henry Daniel-Rops, Jesus. Der Heiland in seiner Zeit. Freiburg-München-Innsbruck 1951. Abendländische Verlagsanstalt. 750 Seiten.

Diese beiden neuen Bücher über Jesus und seine Passion gehören in keiner Weise zu den Spitzenleistungen heutigen Bemühens um dieses wichtigste Thema, zu denen — je auf eigene Art — etwa Guardinis „Das Bild von Jesus dem Christus im Neuen Testament“, Pickls „Messias König Jesus“ und Willams „Leben Jesu“ im deutschsprachigen

katholischen Bereich zu zählen sind. (Auch Vezins „Evangelium“.) Die zahlreichen Mängel, Lücken und eigentlichen Fehler der Darstellung nachzuweisen würde hier zu weitläufig sein; wir beschränken uns dem Sinn dieses Rundbriefs gemäß, auf die Behandlung des jüdischen Problems durch beide Autoren.

Hynek, der bekannte Vorkämpfer für die Echtheit des Turiner Grabtuchs, das auch in diesem Buche eine große (zu große) Rolle spielt, zeigt leider geradezu klassisch, wie man in einem Buche über Jesus nicht über Jüdisches schreiben soll. Zunächst fallen die völlig unzulänglichen Vorstellungen des Verfassers vom Alten Testament peinlich auf (S. 23 f. und vor allem die skandalösen Ausführungen über Isaias S. 233). Sodann befremdet seine — in dieser massiven Form mit den Stellungnahmen des kirchlichen Lehramts schwerlich vereinbare — Ankündigung, „daß das tausendjährige Reich Gottes (Jo. 20, 1—10) Wirklichkeit werden wird“ (S. 235), als sei die seit Augustin vorwiegende Auffassung, wonach es längst wirklich ist, nicht einmal der Erwähnung wert. Vollends unfassbar aber ist die ziemlich unverhüllte Ankündigung eines endgültigen göttlichen Strafgerichts über die Juden (S. 299 f.), deren Antwort an Pilatus: „Sein Blut komme über uns...“, sich nach Hynek „fortwährend auch bis heute noch erfüllt; eine Antwort, die kein Ende nimmt, vielleicht erst am Ende dieser Zeiten...“ (S. 185). Nur „vielleicht“; und darum wird zwar in eine Isaias-Prophetie (10, 22) gewaltsam hineingelesen, Israel werde „wie Meeressand über die Erde verbreitet sein, wird aber dann bis auf kleinere Reste zugrundegehen“ (S. 299); — in der authentischen neutestamentlichen Gottes-Offenbarung durch Paulus aber wird „Röm. 11, 25—27“ von H. nur unter Weglassung der entscheidenden Aussage zitiert: „und so wird ganz Israel gerettet werden“ (S. 300), so daß der anschließenden Wiedergabe der Fürbitte für das Alte Gottesvolk am Christkönigsfest das Mark geraubt wird: die Gewißheit, daß Gott sie überschänglich erhören wird, weil er sein Verheißungswort wahrmacht.

Daniel-Rops' in fast jeder Hinsicht seriöseres, wenn auch leider in der Ausnutzung des Josephus-Zeugnisses (auf Pickls Spuren) über die zetelische Widerstandsbewegung gegen Roms Okkupation hinter Hynek weit zurückbleibendes Buch zeigt vergleichsweise gerade so viel an Bemühen um Verständnis auch für die Rolle der Juden in Jesu Geschichte, wie man sozusagen als absolutes Minimum von einem verantwortungsbewußten christlichen Autor (vollends nach Auschwitz!) erwarten muß. Ausdrücklich wird (S. 617) betont, es komme uns „nicht zu, uns als Richter aufzuspielen“, wo Jesus selbst am Kreuz für seine Feiniger gebetet“ habe. (Umsonst suchen wir auf den mehr als 20 Seiten Hyneks über Christi Kreuzesleiden die Zitierrunde dieser Bittel!) Und treffend bemerkt Daniel-Rops (S. 620), daß Israel im Karfreitagsdrama „abermals seine geheimnisvolle Rolle eines Zeugen und Abbilds der ganzen Menschheit übernommen und das Neim des sündigen Menschen gegenüber der Botschaft des Heiles dargestellt hat“, bzw. — mit Péguy — „Nicht, die Juden haben Jesus Christus gekreuzigt, sondern unser aller Sünden.“

Paul Claudel, Höre Israel! Amriswil 1951, Bodensee-Verlag. Amriswil-Friedrichshafen.

Mit der vollen Kraft seiner dichterischen, an der Bibel genährten Sprache hat der greise Claudel diese Meditation, diesen Appell ausgestellt, zu dem die Heimkehr des Volkes Israel in sein Land ihn nötigt.

... Und denn auch, im Jahre 1936, dieses Erdbeben, das die Kirche des Heiligen Grabes erschütterte, so daß heute nur noch eine schlecht und recht unterbaute und zusammengefallene Ruine übrig bleibt, welche gegenwärtig infolge der internationalen und interkonfessionellen Widerstände jedem Versuch zum Neuaufbau Trotz bietet.

Nun wohl, ich frage mich, ob es nicht Gott selbst ist, der Israel bei der Hand nimmt und es in sein Land zurückführt, ob nicht Gott Israel holen gegangen ist, eigens um es vor diese nicht wiederherstellbare Ruine hineinzupflanzen und ihm zu sagen: Sich die Trümmer meines Hauses! ... Ich verlange von Israel nicht etwa, daß es sich hie und nunc bekehre. ... Im Augenblick handelt es sich nicht darum, unvereinbare Moral- und Glaubenslehren zu verschmelzen. Es handelt sich nur um Steine und Mörtel. Es handelt sich um das unerträgliche Ärgernis: ein armseliger alter Bau, nicht sehr glanzvoll, wahrhaftig, der zerfällt, und davor Einer, ein Jude! Ein Jude, dem bis zur letzten Kreatur jeder etwas zu verdanken hat, und der in

seiner eignen Heimat Erde keine Stelle mehr besaß, wo er sein Haupt hinlege.“

Mit solchen und ähnlichen Worten sucht der Dichter dieselbe Erschütterung in Worte zu fassen, die auch uns bei unserer Freundschaftsarbeit bewegt. (Etwas von dem Echo, das sein Ruf auslöst und seine Antwort darauf, findet sich auf S. 37.) Uns scheint, wenn mehr Christen von dieser Erschütterung erfaßt würden und sie nach bestem Können auswirkten, so wäre die Voraussetzung dafür geschaffen, daß mehr jüdische Menschen diesen Appell so freundschaftlich anhören könnten, wie er im letzten gemeint ist.

Charles Péguy, *Erkämpfte Wahrheit*. Gedanken. Düsseldorf 1951. Bastion-Verlag. 159 Seiten.

Im Kampfe gegen die Verurteilung des jüdischen Generalstabshauptmanns Dreyfus auf Grund gefälschter Indizienbeweise für angeblichen Landesverrat ist Péguy der Mann geworden, als den ihn heute das ganze katholische (und nicht nur das katholische) Frankreich verehrt. „Wir waren.“ so schreibt er von diesem das ganze Land damals zutiefst aufwühlenden Kampfe, „Menschen des ewigen Heils, und unsere Gegner waren Menschen des zeitlichen Heils. Hier ist die wahre, die wirkliche Teilung der Affaire Dreyfus. Wir wollten ganz eigentlich nicht, daß Frankreich im Zustand der Todesünde konstituiert werde.“

Dem jüdischen Philosophen Bergson verdankte Péguy seine Befreiung von der mechanistischen Schulphilosophie seiner andern akademischen Lehrer; für Bergson aber wurde dieser sein von ihm am höchsten geschätzter Schüler einer der Wegweiser zum Christentum, das er zuletzt als Erfüllung des Judentums anerkannte, ohne sich doch der Solidarität mit den Verfolgten durch die Taufe entziehen zu wollen, wie es ihm erschien. In dieser Sammlung besonders wichtiger Gedanken (und z. T. Dichtungs-Fragmente) aus seinem Werke, die erstmals 1936 sein Sohn Pierre zusammengestellt und Kardinal Verdier eingeleitet hat, spricht der Mann zum ersten Mal umfassend zum deutschen Publikum, der geradezu als Patron der existentiellen christlich-jüdischen Begegnung in Frankreich anzusehen ist.

Chaim Weizmann, *Memoiren, Das Werden des Staates Israel*. Hamburg 1951. J. P. Toth Verlag. 699 Seiten.

Im Abendlande pflegte der Zionismus meist als der psychologisch verständliche „Auch-Nationalismus“ eines völlig verweltlichten Judentums in extrem bedrängter Lage aufgefaßt zu werden, womit der Aspekt isoliert wurde, den die Bewegung gerade bei ihrem „Schöpfer“ vorgerückt zeigte; bei Theodor Herzl, als er unter dem Eindruck der „antisemitischen“ Welle im Dreyfus-Prozess sein berühmtes Buch schrieb: „Der Judenstaat“.

Daß die wirkliche, längst vor Herzls zionistischer Wendung in Aktion getretene ostjüdische Kolonisationsbewegung in Palästina zum Unterschied davon aus den echten Quellen jüdischer Religiosität gespeist war, das wird gerade der christliche Leser mit besonderer Genugtuung dem bedeutenden Memoiren-Werke des ersten israelischen Staatspräsidenten Chaim Weizmann entnehmen. (Abgeschlossen 1948, englisch erschienen 1950 unter dem Titel: *Trial and error*, etwa: Prüfung und Irrtum.)

„Die Zähigkeit und Ausdauer der Bewegung ist nur zu verstehen als Ausfluß einer religiösen Überzeugung. Der Glaube an unsere Sendung war das, was uns immer wieder antrieb. Unser Judentum und unser Zionismus bedingten sich gegenseitig“, schreibt Weizmann (S. 46) von den „Chowew Zion“ (den „Zions-Liebenden“), denen er seit seiner Schulzeit in Pinsk angehörte. Klar ist vor allem die Scheidung von den revolutionären Marxisten, die mit den Zionisten um die Wette die Jugend des seit den achtziger Jahren immer ärger gepöhlnten russischen Judentums für eine bessere Zukunft zu gewinnen suchten. „Meine Abneigung gegen Lenin, Plechanow und den arroganten Trotzky wurde durch die Verachtung hervorgerufen, mit der sie jeden Juden behandelten, der Anteil am Schicksal seines Volkes nahm und von Liebe für Geschichte und Tradition des Judentums erfüllt war“ (S. 81). Fast noch größer ist Weizmanns Geringschätzung für jene unter den reichen Juden, die ihr Judentum verleugnen; er selbst hält sich immer wieder zu den Kleinen, den Niedrigen, den Versetzten seines Volkes, wenn er auch nicht verschmäht, sich für sie von denjenigen Wohlhabenden und Einflußreichen unterstützen zu lassen, deren Herr und Gewissen sie dazu treibt. Außerst angenehm fällt das ruhige Selbstbewußtsein auf, das Weizmann jeweils dann bekundet, wenn er sich zur Frage der begrenzten Aufnahmefähigkeit anderer Völker für Angehörige des jüdischen Volkes (etwa S. 141, 183); ein echtes Problem, dem der bewußte und für sein Volk um den eignen Staat kämpfende Jude ganz nüchtern ins Auge blicken kann. Die Nüchternheit, bei allem inneren Feuer, ist überhaupt ein besonders ansprechender Zug an diesem Buche. Im Kontrast zu ihr kommen dann die vielfachen dramatischen Ereignisse, von denen zu berichten ist, besonders eindrucksvoll zur Geltung. Nicht zuletzt jene beinahe tödliche Krise der Bewegung auf dem „Zionistischen Kongreß“ von 1903, wo angesichts der durch eine neue russische Pogromwelle ausgelösten Notlage Herzl plötzlich vorschlug, statt Palästina das von der britischen Regierung angebotene Uganda jüdisch zu besiedeln. Gerade die russischen Juden, deren Not hier gesteuert werden sollte, wehrten sich unter Weizmanns Führung entschieden gegen dieses Projekt; für sie war „Zion“ nicht mit irgend einem „Judenstaat“ irgendwo sonst auf Erden beliebig vertauschbar.

Und seltsam: Auf christlicher Seite fanden sie Verständnis. Der Sachbearbeiter der englischen Regierung für afrikanische Angelegenheiten, Lord Percy, „selbst tief religiös, war geradezu bestürzt, daß bei den Juden überhaupt die Rede davon sein konnte, ein anderes Land als Palästina zum Aufbau einer eigenen Heimat zu wählen. Und es freute ihn, von mir zu hören, daß es so viele Juden gab, die kategorisch dagegen waren“ (S. 140). Auch weiter sind es immer Christen gewesen, die aus der Heiligen Schrift die Überzeugung geschöpft hatten, daß Israel (und zwar nach Ez. 36 noch vor seiner Wiedervereinigung mit der Kirche) in das ihm Gelobte Land heimkehren müsse, deren Hilfe zum endlichen Erfolg der zionistischen Bestrebungen entscheidend beigetragen hat. Wieviel an inneren und äußeren Widerständen auf dem Wege dahin, erst zur Balfour-Deklaration von 1917 und dann durch das Menschenalter bis zur Staatsgründung, überwunden werden mußte, das wird der aufgeschlossene Leser dieser Memoiren mit Spannung, mit Achtung und mit reicher Belehrung verfolgen.

Martin Buber, *Israel und Palästina*. Zur Geschichte einer Idee. Zürich 1950. Artemis-Verlag. 208 Seiten.

— ***Pfide in Utopia*. Heidelberg 1950. Lambert Schneider. 248 Seiten.**

Für die weitere Vorgeschichte und geistige Grundlegung des Staates Israel ist Bubers Beitrag ähnlich erhellend wie für die unmittelbare und politische Weizmanns Memoirenwerk. Klar werden von vornherein „Zion und die nationalen Ideen“ unterschieden: „Es ist unmöglich, ein geschichtliches Israel zu konstruieren, das zu irgend einer Zeit ohne den Glauben an seinen Gott besteht und ihn erst danach annimmt: eben durch die Botschaft der gemeinsamen Führung schließen sich die wandernden Scharen zum Volk zusammen.“ (S. 9). „Zu keiner Zeit ist dieses Land einfach Volksbesitz gewesen; immer war es zugleich Forderung, aus ihm zu machen, was Gott aus ihm gemacht haben wollte“ (S. 10). Ebendarum: „Die säkularisierende Tendenz im Zionismus richtet sich auch gegen das Geheimnis Zion“ (S. 12). Das ganze Buch tritt dieser Säkularisierung entgegen. Zuerst wird das „Biblische Zeugnis“ von Gabe und Aufgabe des Gelobten Landes untersucht. (Num. 13, Deut. 28 etc.) Dann Deutung und Verklärung“ der Beziehungen zwischen Land und Volk im rabbinischen Schrifttum. Weiter „Die Stimme des Exils“ (eines Jehuda ha-Levi, des kabbalistischen Buches „Sohar“, bedeutender Rabbin des 18. Jahrhunderts). Schließlich stellt sich der „Zionistische Gedanke“ im engeren Sinne dar: bei Moses Heß, dem zeitweiligen Mitkämpfer Karl Marx, der später zu einer besonders tiefen Konzeption der „religiös-sozialen“ Sendung des eignen jüdischen Volkes „umkehrte“; bei Theodor Herzl als Nottlösung einer „drängenden Stunde“, bei den eigentlichen Trägern zionistischer Geistigkeit und Verwirklichung: Weizmanns Lehrer Achad-Haam (Ascher Ginsberg) und den schon wieder im Lande lebenden Vorbildgestalten des gesetzestreuen Rabbi Kuk und des Arbeiterführers A. D. Gordon.

„Daß das Volk den gerechten Staat Gottes ... zu errichten in das Land gebracht worden war“ (S. 10) und wieder dahin gebracht worden ist, macht die Grundüberzeugung Bubers aus, derentwegen sein Buch in die Ansätze zu sozialistischer Verwirklichung ausmündet, die hier nicht säkularistisch gemeint sind. Bei denselben Ansätzen enden auch die von ihm verfolgten „Pfide in Utopia“, seine höchst lehrreiche Ideengeschichte der modernen sozialistischen Bewegung, grundlegend kritisch gegenüber Marx und Lenin, entschieden bejahend (aber keineswegs unkritisch, wo es nötig erscheint) gegenüber den vergleichsweise viel zu wenig gewürdigten Vertretern einer nicht statistischen (nicht „staatskapitalistischen“) Gemeinwirtschaft wie Proudhon, Kropotkin, Landauer — und eben den Verwirklichungsversuchen in Israel. Daß das, was dort in Angriff genommen ist, nicht nur die Juden angeht, daß sie hier wieder einmal stellvertretend vor einer Aufgabe der ganzen Menschheit stehen, das zeigen die konvergierenden Linien dieser beiden Bücher dem zu tiefer Besinnung angeregten Leser.

Martin Buber, *Bilder von Gut und Böse*. Köln 1952. Verlag Jakob Hegner. 77 Seiten.

Der große jüdische Denker gibt in diesem bedeutenden Büchlein eine anthropologische Untersuchung der Arten, bzw. der Stadien des Bösen im menschlichen Dasein, welche — recht verstanden — auch dem Christen Wesentliches zu sagen hat. Ausgegangen wird zunächst von der biblischen Erzählung des Sündenfalls, wobei sie treffend von irgendwelchem „von Götterneid und Götterraube erzählenden Mythos“ unterschieden wird, der dem Erzähler bekanntgewesen sein mag, aber von ihm in inspirierter Freiheit in etwas „ganz anderes“ verwandelt wurde. (Und der so nun offenbarte Wahrheit ist.)

Buber unterstreicht, daß Adam und Eva sich im Paradies noch nicht eigentlich zwischen Gut und Böse entscheiden, da sie ja noch diesseits der Erfahrung irgendwelcher Gegensätzlichkeit stehen: „die zwei Täter wissen nicht, was sie tun, mehr noch: sie können nur tun, nicht wissen.“

Erst im warnenden Gottes-Spruch an Kain: „... vorm Einlaß Sünde, ein Lagerer, nach dir seine Sucht ...“ (Gen. 4, 7) „steht das Wort, das in der Erzählung vom Sündenfall“ fehlt, das Wort „Sünde“, und hier ist es ansehnend der Name eines Dämons, der, seinem Wesen nach ein (Weg-) Lagerer, jeweils am Eingang zu einer Seele, die das Gute nicht meint, kauft und lauert, ob sie ihm zu eigen werde, sie, in deren Macht es immer noch steht, ihn zu übermächtigen.“ (Bubers Auslegung harmonisiert hier durchaus mit der katholischen, insofern auch diese ein „Sündigenmüssen“ des Menschen bestreitet, wie er; wenn er dieses mit der „Erbünde“ gleichsetzt, so trifft er damit nur ihr protestantisches Verständnis.)

Eine weitere Entwicklungs-Etappe, welche in der Biblischen Urgeschichte durch den Willen der babylonischen Turmbauer vertreten wird, „sich einen Namen zu machen“ (Gen. 11, 4). Illustriert Buber vorwiegend mit dem hieraus ausführlicheren Überlieferungsgut des iranischen Awesta Zarathustras, worin von einem Ur-König Yima die Rede ist, der „sich selber zu preisen und zu segnen beginnt“ und dadurch in Dämonenversklavung und Tod fällt.

Interpretierend findet nun Buber ein erstes, sozusagen kanntisches Stadium des Menschen im (pubertären) Chaos, worin die Sünde inn mit vielfältiger Lockung umlauert und er ihr verfällt, sobald er sich nicht klar für das Gute, das jeweils Gottgebotene, entscheidet, was immer dies koste, — aber auch der Weg zur reinigen „Umkehr“ ihm offenbleibt.

Je häufiger er sich weigert, diesen zu gehen, desto stärker wird die Versuchung, sich selbst so zu bejahen, wie er nun geworden ist, statt so, wie Gott ihn haben will, er aber nur durch eine radikale Absage an sein bisheriges Verhalten werden könnte. Erst diese Selbst-Wahl gegen Gott ist die ausgereifte Entscheidung für das Böse.

Wir halten diese Analyse in sich selbst für weitgehend richtig, haben auch eine ganz dasselbe meinnende Unterscheidung zwischen bloß relativem und absolutem Bösen skizziert in unserer Studie „M. Palägyptis Lebenswerk als Ausgangspunkt für thematische Bemühung um das Freiheitsproblem“ im „Philosophischen Jahrbuch“, Fulda 1948. Nur scheint uns, daß Bubers erstes und zweites Stadium in Wirklichkeit das zweite und dritte darstellen. Schon vor der pubertären Sünde Kains liegt die sozusagen infantile des ersten Menschenpaares, die „nur eben als Ungehorsam strafwürdig ist“, wie Buber richtig schreibt, ohne aber daraus die Konsequenzen zu ziehen. Das Erste,